

SARAH FLINT



DER HERZ
JÄGER

Weltbild

Der Herzjäger

Die Autorin

Fünfunddreißig Jahre lang war Sarah Flint Polizistin in London. Ihr ganzes Erwachsenenleben hat sie mit Opfern, Tätern und Polizisten verbracht. Inzwischen hat sie vom aktiven Polizeidienst Abschied genommen, aber in ihren Büchern spielen Opfer, Täter und Polizisten immer noch die Hauptrolle. Sarah Flint lebt mit ihrem Mann in London. Sie hat drei erwachsene Töchter.

Sarah Flint

Der Herzjäger

Roman

Aus dem Englischen von
Bernhard Liesen

Weltbild

Die englische Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel *The Trophy Taker*

Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Copyright der Originalausgabe © 2017 by Sarah Flint
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2018 by Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg
Übersetzung: Bernhard Liesen
Projektleitung & Redaktion: usb bücherbüro, Friedberg/Bay
Umschlaggestaltung: *zeichenpool, München
Umschlagmotiv: www.shutterstock.com (© nunosilvaphotography,
© NAS CREATIVES, © HALCHYNSKA KSENIIA)
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in the EU
ISBN 978-3-95973-810-1

2021 2020 2019 2018
Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Ausgabe an.

*Für alle Kollegen, mit denen ich während meiner Jahre bei der
Polizei zusammengearbeitet habe. Sie müssen Tag für Tag mit
den Menschen klarkommen, über die ich schreibe.*

Prolog

Zweiunddreißig Jahre zuvor ...

Alle waren sich einig, dass die Braut fantastisch aussah an jenem Tag, als sie langsam am Arm ihres stolzen Vaters durch den Mittelgang der Kirche ging. Die Kirche war voll, und alle reckten die Hälse, um einen Blick auf das Brautkleid zu erhaschen und Zeuge zu sein, wie sie ihren künftigen Ehemann liebevoll anlächelte.

Er schaute zwischen den beiden hin und her, hasserfüllt angesichts des Anblicks größten Glücks. In diesem Moment wusste er, dass er endgültig verloren hatte und immer derjenige sein würde, der übergangen wurde.

Die Trauungszeremonie hatte begonnen. Seine Liebe konnte das Geschehen nicht mehr aufhalten. Er hörte ihre Stimme und wünschte, die Worte würden ihm gelten. *Bis der Tod uns scheidet.*

Sie wandte sich ihrem Ehemann zu und küsste ihn. Damit war sein Schicksal besiegelt. Angesichts der langen Umarmung stieg Wut in ihm auf. Mit diesem Kuss hatte auch sie ihr eigenes Schicksal besiegelt.

Die frisch vermählten Eheleute wussten nichts von seinem Zorn, als sie Hand in Hand die Kirche verließen, bewundert von den beglückten Gästen der Zeremonie, und schließlich in das strahlende Sonnenlicht hinaustraten.

Er blickte ihnen nach, sah ihr langes blondes Haar, wurde wieder ruhig, fast gefühllos.

»Du hast mir das Herz herausgerissen, Susan«, murmelte er. »Eines Tages hole ich mir deins.«

Oktober 2016

Ein böiger Wind peitschte die Baumkronen, als er langsam zum hinteren Teil des Friedhofs fuhr. Schließlich hielt er an, ließ das Seitenfenster herunter und sog tief den Duft der feuchten Erde und des abgestorbenen Laubes ein.

Er stieg aus, öffnete die Hecktür, schnappte sich die Tüte mit seinen Werkzeugen, hievte die Frau von der Plastikplane über seine Schulter und trug sie den ausgetretenen Pfad hinab. Sie war schwerer als gedacht.

Eine im Wind schwankende und quietschende alte Laterne beleuchtete seinen Weg. Zu seiner Linken lagen blaue Teddybären auf dem kleinen Grab eines Kindes; die liebevollen Worte auf dem Stein kündeten vom tiefen Schmerz der Eltern. Mehrere Vasen mit farbenfrohen Blumen waren vom Wind ungeworfen worden. Am liebsten hätte er sie wieder aufgestellt. Dieses Kind hatte niemandem etwas Böses getan. Es hatte den Tod nicht verdient – im Gegensatz zu ihr.

Der Wind wurde noch stärker. Die Zweige der Bäume schlugen gegen hohe Grabsteine, zwischen ein paar Ulmen tauchte ein Fuchs auf, als wollte er Witterung aufnehmen. Auf den Wegen lagen Schnittblumen. Der laute Wind würde jedes von ihm verursachte Geräusch übertönen. Was auch gut war.

Er ging weiter. Die Frau über seiner Schulter war bewusstlos. Schon war er fast am Ziel, einem Teil des Friedhofs, der

von allen Seiten von hohen Hecken umschlossen war. Die Geräusche der Stadt waren hier nur gedämpft zu hören, die Skyline nicht mehr zu sehen. Der ideale Ort, um allein zu sein mit ihr, wie es ihm bisher nie vergönnt gewesen war. Obwohl er es sich immer gewünscht hatte. Die Frau bewegte sich etwas, vielleicht kam sie wieder zu sich.

Der Mond war fast voll, doch immer wieder schoben sich Wolken davor. Der Weg zu seinem Ziel führte eine kleine Anhöhe hinauf. Hier wandte er sich noch einmal um, um sich zu vergewissern, dass niemand in der Nähe war. Und hier nahm er sich einen Augenblick Zeit, um aus der Ferne die Silhouetten einiger berühmter Londoner Sehenswürdigkeiten zu betrachten.

Er schleppte die Frau durch eine Lücke in der Hecke und legte sie auf eine Grabplatte. Ihre Augenlider waren noch geschlossen, als würde sie schlafen. Obwohl einige ihrer Muskeln zuckten, war sie noch nicht wieder aufgewacht aus ihrem komatösen Zustand. Er fesselte schnell ihre Hand- und Fußgelenke und knebelte sie, doch sie schien es nicht mitzubekommen.

Dann beugte er sich über sie und betrachtete das wundervolle, über ihre Schulterblätter fallende seidige Haar. Sie trug es kürzer als zu jener Zeit, als er sie kennengelernt und sich in sie verliebt hatte. Er blickte auf ihr Dekolleté, den Ansatz ihrer bleichen Brüste, roch ihr Parfüm, zweifellos ein Geschenk ihres Mannes. Sofort empfand er wieder den vertrauten Stich ins Herz. Er war eifersüchtig und fühlte sich ungerecht behandelt.

Er griff nach seiner Tüte, nahm das Stilett, das Jagdmesser und die Rippenschere heraus und legte alles auf die Grabplatte.

Unwillkürlich musste er lächeln. Sie hatte verdient, was sie bekommen würde, jene Augenblicke des Schmerzes, in denen sie darüber nachdenken konnte, dass alles hätte anders kommen können.

Eine Windbö wehte einen Zweig herüber, der neben ihr auf der Grabplatte landete. Sie rührte sich, schlug die Augen auf und musste trotz der Abenddämmerung blinzeln. Sie wirkte verwirrt und runzelte die Stirn, während sie zu verstehen versuchte, was mit ihr geschah. Auch als sie ihn anblickte und erkannte, begriff sie nicht, warum sie hier war. Oder hatte sie ihn doch nicht erkannt? Er hoffte, dass sie ihn erkannte. Nur dann konnte sie die ganze Tragweite dessen ermessen, was gleich geschehen würde.

Sie wollte sich aufsetzen, konnte sich wegen der gefesselten Hände aber nicht abstützen, und ihre Glieder waren auch noch taub. Sie wollte sich auf die Seite drehen, doch er legte sich auf sie und verhinderte es. Ihre Versuche, sich zu wehren, waren vergeblich. Er setzte sich rittlings auf sie, gepackt von einem wachsenden Verlangen. Er wollte sie. Das war schon immer so gewesen, und daran würde sich auch nie etwas ändern, doch sie hatte sich gegen ihn entschieden. Und wenn er sie nicht haben konnte, sollte sie auch kein anderer besitzen.

Nun erkannte er die nackte Angst in ihrem Blick. Er nahm ihre linke Hand, spürte ihre Haut, bewunderte ihre perfekt manikürten und lackierten Fingernägel. Seine Berührung ließ ihre Hände zittern. Leidenschaft oder Angst? Er wusste es nicht. Und dann sah er den Ringfinger mit dem goldenen Trauring, der Erinnerung daran, dass sie einem anderen gehörte. Der Anblick ließ ihn erstarren. Sein Entschluss stand fest.

Er griff nach der Rippenschere und schnitt den ihn demütigenden Finger einfach ab. Er fiel neben ihr auf die Grabplatte, Blut spritzte aus der Wunde. Sie wollte den Mund aufreißen, brachte aber wegen des Knebels kein Geräusch hervor. Damit hatte sie nicht gerechnet. Sie verdiente den Schmerz, doch er hatte sie immer geliebt und wollte nicht zu grausam sein.

Er schlug die Revers ihres Jacketts zur Seite, zerschnitt mit dem Jagdmesser den dünnen Stoff des Pullis, knöpfte die Bluse auf und durchtrennte mit der Klinge den Stoff des spitzenbesetzten Büstenhalters zwischen den Körbchen. Ehrfürchtig starrte er auf ihre bleichen, einladenden Brüste, die er zum ersten Mal sah. Ihre Haut fühlte sich samtweich an, und sie roch so wundervoll. Als sie seine Lippen auf ihrer Brust spürte, verkrampfte sich ihr Körper. Sie wehrte sich gegen seine Zärtlichkeiten. Sofort war sein Verlangen erloschen. Sie hatte ihn damals nicht gewollt und wollte ihn auch jetzt nicht. Seine letzte Chance war dahin.

Er schloss die Augen, um ihren Körper nicht mehr sehen zu müssen. Er konnte sie nicht so besitzen, wie es ihm gefallen hätte, denn die Zuneigung beruhte nicht auf Gegenseitigkeit. So lange hatte er darauf gewartet, dass sie auf ihn reagieren, sich ihm öffnen würde, doch nun war ihr Schicksal besiegelt.

Er griff nach dem Stilet und fuchtelte damit vor ihren Augen herum. Ihr Blick folgte der Klinge, die kurz darauf erst ihren Hals und dann die Haut über ihrem Herzen berührte. Ihre Augen flehten um Gnade, da es ihr wegen des Knebels mit Worten unmöglich war, und dann warf sie verzweifelt den Kopf von einer Seite zur anderen. Es gab keinen Ausweg.

Für sie war die Stunde des Todes gekommen. Er empfand kein Mitleid wegen ihrer Angst. Sie hatte sich alles selbst zuzuschreiben. Er beugte sich vor und übte mit der Brust Druck aus auf den Griff des Stiletts, dessen Klinge ihre Haut durchstach. Nun blutete sie aus der zweiten Wunde, und er sah es mit Genugtuung. Getrieben vom Überlebensinstinkt, begann sie sich verzweifelt unter ihm zu winden, aber es war zu spät, viel zu spät. Der Blick ihrer Augen war noch genauso bezwingend wie vor all diesen Jahren, genauso faszinierend wie kürzlich, als er ihr überraschend wieder begegnet war. Nur lag darin jetzt nicht mehr Liebe, sondern nackte Angst.

Er schaute sie mit einem kalten Blick an. Dann stieß er ihr die Klinge mitten ins Herz.

Detective Constable Charlie Stafford blickte befriedigt auf den Untersuchungshäftling hinter der Glasscheibe. Eine Anklage wegen schwerer Körperverletzung und Raub war ein großartiger Erfolg, nachdem sie vier Monate harter Arbeit in diesen Fall investiert hatte. Und besonders befriedigend war, dass der Crown Prosecution Service mit ihr der Meinung zu sein schien, dass die Tat rassistisch motiviert gewesen war. Das war schwer zu beweisen, doch wenn es gelang, musste der Täter länger ins Gefängnis. Sie arbeitete bei der Community Support Unit, kurz CSU, und dort war es an der Tagesordnung, in Fällen zu ermitteln, die etwas mit Rassismus zu tun hatten.

Detective Inspector Geoffrey Hunter, von allen nur kurz Hunter genannt, war der Chef der Einheit, die nicht nur für rassistisch motivierte Delikte zuständig war, sondern auch für Fälle, bei denen es um häusliche Gewalt, Religion, sexuelle Orientierung oder Behinderung ging. Meistens war es um häusliche Gewalt, doch während der letzten paar Jahre hatten immer mehr Opfer von Hassverbrechen den Mut gefunden, sich bei der Polizei zu melden. Sie hatten keine Angst mehr, Tabus zu brechen. So war die Arbeitsbelastung für Charlies Abteilung gewachsen. Die Sorgfalt und Hartnäckigkeit, mit der sie und ihre Kollegen ermittelten, entging dem Senior Management Team im Polizeipräsidium von Lambeth nicht, und nachdem es ihnen kürzlich gelungen war, eine besonders aufsehenerregende Mordserie aufzuklären, waren Charlies

Ansehen und das der CSU so weit gestiegen, dass sie immer wieder aufgefordert wurden, direkt mit der Mordkommission zusammenzuarbeiten.

Der aktuelle Fall war kein Mord, doch viel hatte nicht gefehlt. Für Charlie war es fast etwas wie ein persönlicher Kreuzzug geworden, den Täter zu finden und hinter Gitter zu bringen. Und nun wurde dem Verdächtigen die Anklage vorgelesen.

»Am Freitag, dem 17. Juni 2016 haben Sie Mr Moses Sinkler in der Estreham Road, SW16, bösartig verwundet, und das Delikt war rassistisch motiviert, was den Tatbestand nach Paragraph 28 des betreffenden Gesetzes aus dem Jahr 1998 schwerwiegender macht. Sie müssen nichts sagen, doch wenn Sie jetzt vergessen, etwas zu erwähnen, worauf Sie sich später bei Gericht berufen, kann das schädlich sein für Ihre Verteidigung. Und alles, was Sie sagen, kann gegen Sie verwendet werden.«

Cornell Miller schnaubte verächtlich, fuhr sich mit dem Handrücken übers Gesicht und blickte demonstrativ auf die Uhr, um zu signalisieren, dass er keine Lust hatte, seine Zeit mit Zuhören zu vergeuden. Er war achtunddreißig Jahre alt und über eins achtzig groß, ein echter Muskelprotz, der während seiner letzten Haftstrafe fleißig im Fitnessstudio des Gefängnisses trainiert hatte. Er schob sein T-Shirt hoch und kraulte sich träge den blond behaarten Bauch, wobei er Charlie zuzwinkerte. Die ignoriert es und konzentrierte sich auf den Wortlaut der Anklage.

»Ferner wird Ihnen zur Last gelegt, das Opfer Ihres Tötlichkeitsdelikts an jenem 17. Juni in der Estreham Road beraubt zu haben.«

Der Verdächtige hatte nichts dazu zu sagen. Das tat er nie, bis sein Anwalt kam und versuchte, ihn gegen Zahlung einer Kaution auf freien Fuß zu bekommen. Doch diesmal würde sein Rechtsbeistand sich die Zähne ausbeißen, denn Charlie würde nicht zulassen, dass dieser Cornell Miller weiter auf den Straßen sein Unwesen trieb. Der Typ war Abschaum, ein unverbesserlicher, mieser Rassist, und die Öffentlichkeit, besonders die schwarze und asiatische Community, musste vor ihm beschützt werden.

Wegen der rassistischen Komponente war der Fall an die CSU vergeben worden. Hunter hatte Charlie die Ermittlungen anvertraut, und jetzt begann sich die harte Arbeit auszuzahlen. Miller kraulte sich erneut aufreizend den Bauch. Sie dachte daran, was er getan hatte, wie immer, seit sie zum ersten Mal Einzelheiten über das Verbrechen erfahren hatte.

Zugeschlagen hatte der Täter um Viertel vor fünf morgens, zu einer Zeit, wo praktisch niemand auf der Straße war, der die Schreie des Opfers hören konnte. Es gab keine Zeugen für den brutalen Angriff auf den nichts ahnenden Jamaikaner, der seit Ewigkeiten als Fußballtrainer für Kinder arbeitete und kurz davor war, in den Ruhestand zu treten. Als Cornell Miller ihn entdeckte, war er gerade auf dem Weg zu einem Geldautomaten, um zwanzig Pfund Haushaltsgeld für seine Frau abzuheben. Miller hatte Crack geraucht, doch bei dieser Droge ließ die Wirkung sehr schnell nach, und er brauchte Geld für Heroin. Wenn er sich ohne einen Schuss ins Bett legte, würde er nicht einschlafen können, und er hatte schon seit etlichen Nächten nicht mehr geschlafen.

Es war der perfekte Ort, um die Sache schnell über die Bühne zu bringen. Der Geldautomat stand in einer ruhigen

Seitenstraße, am Hinterausgang eines kleinen Bahnhofs, wo noch nichts los war, da der erste Zug erst um halb sechs kam. Er hatte gewartet, bis der alte Jamaikaner das Geld abgehoben hatte, und gehofft, dass es sich lohnen würde. Dann hatte er ein letztes Mal an seiner Zigarette gezogen, den glühenden Stummel mit dem Absatz ausgetreten und war Moses Sinkler quer über die Straße gefolgt, um sich ihn vorzuknöpfen.

Charlie war entsetzt über die Brutalität des Verbrechens. Es hätte gereicht, Moses Sinkler einen Schrecken einzujagen, denn mit seinen zweiundsiebzig Jahren war der zu alt für Schlägereien. Er hätte gesehen, dass gegen diesen Gegner nichts auszurichten war, und ihm das Geld gegeben. Cornell Miller hatte aber kaum etwas gesagt und immer wieder mit dem Messer auf den schreienden Mann eingestochen, wobei er ihn im Gesicht, am Hals, an den Schultern und am Rücken verletzt hatte.

Tatsächlich hatte Miller nur zwei Sätze gesagt, als er seinem Opfer die Zwanzig-Pfund-Note entwunden hatte. »Wenn du zu den Bullen gehst, bist du ein toter Mann, Nigger. Ich statue dir einen Besuch ab und lege außer dir auch noch deine komplette schwarze Brut um.«

Dann war er lässig davongeschlendert, während sein fast bewusstloses Opfer in einer immer größer werdenden Blutlache am Boden lag. Wenn nicht ein Hundehalter, der am frühen Morgen mit seinem Vierbeiner Gassi ging, seine Schreie gehört hätte, wäre Moses Sinkler höchstwahrscheinlich verblutet. Nachdem die Stichwunden mit achtundneunzig Stichen genäht worden waren, musste er mehrere Wochen im Krankenhaus verbringen, und als er entlassen wurde, war er

ein gebrochener Mann. Er nahm seine Arbeit nicht mehr auf und hatte Angst, das Haus zu verlassen, weil er befürchtete, der Angreifer könnte erneut zuschlagen.

Schon bevor sie seine Identität herausbekommen hatte, war Charlie voller Hass auf den Mann gewesen, der Moses Sinkler das angetan hatte. Der böartige und unnötige Gewaltausbruch hatte sie angeekelt, und sie hatte alle Register gezogen, um den Täter dingfest zu machen. Sie hatte Sinkler oft besucht. Körperlich war er wieder in guter Verfassung, und man konnte sich nur wünschen, dass es ihm auch psychisch bald wieder besser gehen würde.

Im Laufe der Zeit wurde die Beweislast gegen Cornell Miller erdrückend. In der Nähe des Tatorts war eine Zigarettentippe mit seiner DNA gefunden worden, Aufnahmen von Überwachungskameras und Daten seines Telekomanbieters bewiesen, dass er zu der betreffenden Zeit in der Gegend gewesen war, und bei seiner Verhaftung war in seinem Haus sogar eine Jacke mit einem Blutfleck von Moses Sinkler gefunden worden. Alles deutete darauf hin, dass er zur richtigen Zeit am richtigen Ort gewesen war, doch es war frustrierend, dass es sich nicht eindeutig beweisen ließ. Moses Sinkler war so traumatisiert gewesen, dass es ihm nicht gelungen war, Miller bei einer Gegenüberstellung zu identifizieren. Obwohl man ihm versichert hatte, dass er durch eine Scheibe geschützt war, die nur von seiner Seite aus durchsichtig war, hatte es großer Überredungskunst bedurft, ihn überhaupt zu der Gegenüberstellung zu bewegen. Als dann die Zeit gekommen war, um den Täter namhaft zu machen, der ihm all das angetan hatte, war er durch seine Angst wie gelähmt gewesen und hatte es nicht über sich gebracht, den Männern

auf der anderen Seite der Scheibe ins Gesicht zu blicken. Er schaffte es einfach nicht.

Cornell Miller hatte nur gelacht, als man ihm sagte, er sei nicht identifiziert worden. Andererseits wusste er, dass die Beweise gegen ihn sprachen, und er war nicht dumm. Also gab er zu, am Tatort gewesen zu sein. Er behauptete, er sei an dem Abend aus gewesen und habe den Mann in der Blutlache liegen sehen und sogar vorgehabt, ihm zu helfen. Doch dann sei ihm klar geworden, wie ernst die Lage war, und angesichts seiner Vorstrafen sei er in Panik geraten und davongerannt, weil er befürchtete, man könne ihn für den Täter halten. Aber er war es gewesen, Charlie wusste es. Bei Fragen von Schuld oder Unschuld hatte sie einen sechsten Sinn, und der ließ sich hier nicht ignorieren.

Und nun, nach dem Verlesen der Anklage, war sie sich noch sicherer, dass Miller schuldig war. Sie hoffte nur, dass die zwölf Geschworenen des Crown Court ebenfalls über diesen sechsten Sinn verfügten und ihn angesichts der Beweislast schuldig sprechen würden. Cornell Miller kannte weder Mitleid noch Gewissensbisse. Wegen zwanzig Pfund hatte er beinahe einen alten Mann umgebracht. Charlie wollte, dass der Gerechtigkeit Genüge getan wurde und dass Miller lebenslang hinter Gitter kam.

Sie starrte auf seinen Rücken, als er vor ihr her zu seiner Zelle stolzierte. Er würde nicht gegen Zahlung einer Kaution freikommen. Bis zum Gerichtstermin am nächsten Morgen würde jedenfalls in Untersuchungshaft bleiben.

»Wir sehen uns morgen im Gericht«, sagte er, während er ironisch salutierte. Damit verschwand er in seiner Zelle und warf sich auf die Matratze.

»Ich freue mich schon darauf, besonders auf das Urteil«, erwiderte sie, bevor sie die schwere Stahltür so fest zuknallte, dass das Geräusch laut durch den Korridor hallte. »Besser, du gewöhnst dich an das Geräusch«, murmelte sie vor sich hin. »Du wirst für lange Zeit kaum etwas anderes hören.«

Es war fast vollbracht. Befriedigt blickte er auf sein blutiges Werk. Es hatte einige Zeit in Anspruch genommen, doch er hatte jede Sekunde genossen. Mit jedem neuen Opfer wuchs seine Erfahrung, und er war besser in der Lage, die Kompliziertheit des menschlichen Körpers angemessen zu bewundern. Er seziierte ihn und entdeckte ein Geheimnis nach dem anderen. Das passte zu seiner Natur. Er war ein Mann mit vielschichtigen Gefühlen, Bedürfnissen, Vorlieben und Leidenschaften, unter denen sich immer wieder neue enthüllten. Und doch war da diese Leere, die sich nie füllen ließ.

Nachdem er seine Messer und Werkzeuge eingepackt hatte, beugte er sich über eine Plastiktüte mit Souvenirs, die neben der Leiche lag. Sie war etwas Besonderes gewesen, und er wollte etwas mitnehmen, was ihn an sie erinnerte. Doch das machte er ja eigentlich immer so. Ein Blick auf diese Trophäen rief ihm seine Opfer ins Gedächtnis – und die Gründe, aus denen er sich für sie entschieden hatte. Noch immer trug er Latex-Handschuhe, und er griff nach der Tüte und ging damit zu seinem Auto.

Dabei erinnerte er sich daran, was er sich geschworen hatte, als sie vor all diesen Jahren nichts von ihm hatte wissen wollen.

Er öffnete die Tüte, nahm das größere der Souvenirs heraus und warf es weg. So hatte sie es mit seinem Herzen gemacht; jetzt war es an der Zeit, mit ihrem das Gleiche zu tun.

Charlie fand keinen Schlaf in dieser Nacht.

Überall um sich herum glaubte sie Sirenen und quiet-schende Reifen zu hören, flackerndes Blaulicht zu sehen. In diesen Augenblicken geschah etwas. Sie wusste nicht, was, doch ihre Intuition sagte ihr, dass irgendwo jemand seinen letzten Atemzug tat und dass es kein friedlicher Tod war. Da war er wieder, ihr sechster Sinn.

Als sie in ihre kleine Mietwohnung in Clapham in South London zurückgekehrt war, hatte sie vor ihrem inneren Auge Moses Sinkler gesehen, der sich von Schmerzen gepeinigt und blutend am Boden wand. Cornell Miller lehnte an einer Wand, rauchte eine Zigarette, verlachte sein Opfer und spuckte es an.

Ihr aktueller Fall ließ sie einfach nicht los, auch am Feierabend nicht. Die Bilder vermischten sich: Bilder alter und neuer Fälle, überall Blut, vergrabene Leichen, Kinder, Mütter, Opfer wie Moses Sinkler, Richard Hubbard, Helena McPherson und Greg Leigh-Matthews. Sie alle waren von diesem Abgrund verschlungen worden, an deren Rand die Täter standen und ihre Opfer verlachten, bevor auch sie von der Dunkelheit verschluckt wurden. Und dann sah sie schließlich immer wieder Jamie, ihren kleinen Bruder, unter Wasser, nur eine Armlänge entfernt, und doch hatte sie es nicht geschafft, seine ausgestreckte Hand zu ergreifen. Blasen stiegen aus seiner Nase auf, und seine Lippen bewegten sich, als er immer wieder ihren Namen rief. Und dann war auf einmal alles still, und er sank in die Tiefe, mit schlaff herabhängenden Gliedern und geschlossenen Augen.

Es schien immer noch schlimmer zu werden, wenn sie im Bett lag, sie konnte das alles einfach nicht vergessen. Sie

knipste die Nachttischlampe an und griff nach ihrem iPod, um sich eine ihrer liebsten Playlists anzuhören. Manchmal halfen ihr Licht und Musik beim Einschlafen, dann wieder half nichts. Heutzutage gab es bei der Polizei Therapeuten, die sich um die psychischen Probleme traumatisierter Kollegen kümmerten, doch sie wagte es nicht, deren Dienste in Anspruch zu nehmen. Mit neunundzwanzig und neun Dienstjahren hatte sie schon mehr Entsetzliches gesehen als die meisten Menschen in ihrem ganzen Leben. Sie befürchtete, dass sie sie mehr ein Ende finden würde, wenn sie erst einmal zu reden begann. Es war besser, zu schweigen und alles in sich zu verschließen. Es gab Dinge, die man anderen gegenüber besser nicht ansprach. Mit regelmäßigen Albträumen kam sie irgendwie klar, doch wenn diese sie auch tagsüber verfolgten, hatte sie ein echtes Problem.

Sie zog die Decke von ihrem Bett und legte sich damit auf den braunen Knautschsessel, der in einer Ecke des Zimmers stand und sie bei jedem Umzug begleitet hatte. Er war ein Teil ihres früheren Lebens, wie das große kastanienbraune Sofa im Haus ihrer Mutter. Die Erinnerungen daran waren das Einzige, das ihr über schwierige Situationen hinweghalf.

Sie schaltete den iPod auf zufällige Wiedergabe und drückte auf »Play«. Sie kannte die Texte aller Songs auswendig, doch es gefiel ihr nicht, zu wissen, welcher Track als Nächster kommen würde.

»When the going gets tough, the tough get going«, tönte es aus dem Kopfhörer. Den Hit hatte sie mit ihrem Bruder zum ersten Mal Mitte der Neunziger gehört. Nach Jamies Tod war er für sie zu einer persönlichen Hymne geworden, die sie dazu inspiriert hatte, zur Polizei zu gehen, die ihr die Kraft

zum Weitermachen gegeben hatte, wenn sie am liebsten mit Jamie getauscht hätte. Sie motivierte sie, für Männer wie Moses Sinkler zu kämpfen. Wenn sie das Interesse daran verlor, dass Menschen wie ihnen Gerechtigkeit widerfuhr, konnte sie ihren Dienstausweis abgeben. Aber so weit war sie noch lange nicht.

Sie schloss die Augen, doch ihr war immer noch unbehaglich zumute. Vielleicht lag es an Cornell Millers arrogantem Verhalten und ihrem Wissen darum, was er getan hatte. Vielleicht kündeten die Sirenen davon, dass es das nächste Opfer gab. In ein paar Stunden würde sie wieder im Dienst sein. Es begann bereits etwas zu dämmern. Die Musik beruhigte sie, und Jamie war bei ihr. Irgendwann fiel sie in einen unruhigen Schlaf, in dem Wissen, dass sie die Albträume nicht abschütteln konnte.

Was immer jetzt gerade geschah, am nächsten Morgen würde sie sich damit befassen müssen.

Cornell Miller lag in einem mit sauberer weißer Wäsche bezogenen Bett. Er hatte die Augen geschlossen und lächelte insgeheim. Was für ein Kinderspiel, die Bullen zu verarschen.

Beim ersten Akt war der Vorhang gefallen. Er hatte bis zum frühen Morgen gewartet, wenn die Cops müde waren, sein T-Shirt zerrissen und es sich um den Hals gebunden. Wenn der Wärter bei seinem Rundgang durch das Fenster in der Tür blickte, konnte er nicht wissen, ob er erst eine halbe Minute oder schon eine halbe Stunde lang so am Boden seiner Zelle lag. Dann war die Aufregung groß, und man konnte darauf wetten, dass man in eine Notaufnahme eingeliefert wurde. Und wie der Zufall es wollte, war er in jene des Kings College Hospital gebracht worden. Das Krankenhaus kannte er gut, was ein zusätzlicher Pluspunkt war.

Nun lag er in einem Bett, das durch Vorhänge von den nebenan versorgten Patienten abgeschirmt war. Bis jetzt war er mit der Behandlung vollauf zufrieden, doch der zweite Akt würde bald beginnen. Er musste entkommen. Die Wirkung der von dem Arzt verordneten Medikamente begann nachzulassen. Er brauchte eine anständige Spritze, einen richtigen Schuss. Die Handschellen schnitten in die Haut an seinen Gelenken, und er drehte sie, damit es schlimmer aussah, als es war. Er öffnete halb die Augen. Bewacht wurde er von zwei Polizisten. Die Frau war schon älter, dünn, mit eingefallenen Wangen und einem verkniffenen Gesichtsausdruck. Er hätte sie sich gut dort vorstellen können, wo er verkehrte, auf

einem dreckigen Sofa in einem jener Häuser, wo Crack verkauft und geraucht wurde. Ihr Blick gab ihm zu verstehen, dass sie wusste, was er vorhatte. Sie kannte sich aus, er musste vorsichtig sein.

Auf der anderen Seite des Bettes stand ihr Kollege, ein Muskelprotz mit Stiernacken und einem kahl rasierten Schädel mit etlichen Narben. Er hatte die Ärmel hochgekrempelt, die seine muskulösen Oberarme zu sprengen drohten. Die Unterarme waren mit Tätowierungen übersät. Dieser Neandertaler war mit Sicherheit leicht zu übertölpeln, er hatte eindeutig mehr Muskeln als Grips. Bestimmt verließ er sich darauf, dass seine Muskelpakete jeden vor einem Fluchtversuch zurückschrecken ließen.

Er schloss die Augen wieder und stöhnte laut.

Der Muskelprotz zog den Vorhang zur Seite und rief eine Krankenschwester herbei. »Wann kommt der Arzt, damit wir ihn schnell wieder hier rausbringen können?«

»Der Arzt kommt, wenn er Zeit hat, sich um ihn zu kümmern«, antwortete die Schwester kühl.

Als sie gerade gehen wollte, tauchte tatsächlich ein Mann in einem weißen Kittel auf. An einem Band um seinen Hals baumelte ein Stethoskop, und seine Miene wirkte verärgert und ungeduldig. Offenbar hatte er ein paar Knöllchen zu viel bekommen und mochte keine Polizisten. Bestimmt ließ er sie normalerweise aus Prinzip warten, doch offensichtlich hatte er eine Abneigung gegen den tumben Muskelprotz und wollte nur noch, dass er verschwand.

Miller begann erneut laut zu stöhnen. Der Arzt zog den Vorhang zu und trat an das Bett. Gut, alles lief nach Plan. Er stöhnte erneut, diesmal noch lauter, und drehte die Gelenke

in den Handschellen. Der Arzt beugte sich über ihn, hob seine Hände und betrachtete die roten Hautabschürfungen an seinen Gelenken.

»Nehmen Sie ihm die Handschellen ab, während ich ihn untersuche.«

Die Polizistin war dagegen und protestierte entschieden.

»Nehmen Sie ihm die Handschellen ab, oder ich gehe wieder. Ich muss mich noch um jede Menge andere Patienten kümmern.«

Miller konnte sich nur mit Mühe ein Grinsen verkneifen. Er hob die Hände und sah befriedigt zu, wie der Muskelprotz ihm die Handschellen abnahm. Wer würde in Gegenwart eines so furchterregenden Neandertalers schon einen Fluchtversuch wagen?

Der Arzt sah sich seine Handgelenke und den Hals an, wo er sich ein bisschen mit dem zerrissenen T-Shirt stranguliert hatte. Dann maß er seinen Blutdruck, fühlte den Puls und stellte ein paar Fragen, die er brav beantwortete. Es war eindeutig, dass der Mediziner auf seiner Seite stand.

Der Arzt trat zurück und machte sich ein paar Notizen. Der Muskelprotz stand jetzt hinter ihm. Blieb die Polizistin auf der anderen Seite des Bettes, die bereit zu sein schien, jeden Augenblick zum Schlagstock zu greifen. Sie ahnte, was er vorhatte, doch es spielte keine Rolle. Der Muskelprotz zwängte sich an dem Arzt vorbei, beugte sich über ihn, und schon schloss sich eine Handschelle wieder um sein Gelenk. Er hielt den Atem an. Jetzt war der richtige Augenblick gekommen. Er hob die andere Hand, als wollte er sich freiwillig die andere Handschelle anlegen lassen, sprang dann aber blitzschnell auf der anderen Seite aus dem Bett und knallte

der Polizistin die an seinem Gelenk baumelnde Handschelle ins Gesicht. Die Frau taumelte zurück, Blut spritzte aus ihrer Nase, der Schlagstock fiel zu Boden. Sie war aufmerksamer gewesen als ihr tumber Kollege, aber eben nicht schnell genug.

Er stieß sie zur Seite und rannte los. Wieder stand der Arzt dem Muskelprotz im Weg, doch als er zur Seite ging, war es zu spät. Miller floh bereits durch den Wartebereich der Notaufnahme Richtung Ausgang.

Er kannte den Weg gut. Hinter sich hörte er den Muskelprotz etwas in sein Funkgerät brüllen, doch das war Zeitverschwendung. Wenn Verstärkung eintraf, würde er schon in dem Labyrinth von Gassen verschwunden sein und musste keine Bullen oder Polizeihunde mehr fürchten.

Als er durch den Ausgang in die Nacht stürmte, war es kurz nach vier Uhr in der Frühe. Kalte Luft schlug ihm ins Gesicht. Der Adrenalinschub trieb ihn voran, nichts konnte ihn aufhalten. Er rannte weiter, und bald waren die Schritte des ihn verfolgenden Cops nicht mehr zu hören. Er war ihnen entkommen und würde nicht in die Zelle zurückkehren, auch wenn diese Charlie Stafford sich das anders vorstellte. Und dafür hätte sie ihn erst mal erneut schnappen müssen.

Er dachte an ihr letztes Gespräch. Was für eine dumme Schlampe. Er würde sich nie schuldig bekennen. Niemals. Warum auch? Man musste nur auf einen winzigen Verfahrensfehler warten, und schon war man wieder auf freiem Fuß. Vielleicht sollte er sich diesen dreckigen Nigger vorknöpfen, der zu den Bullen gerannt und Anzeige erstattet hatte. Bestimmt würde dieser Moses Sinkler die Anzeige zurückziehen, wenn er ihn und seine Familie bedrohte. Viel-

leicht wäre es besser gewesen, den Typ umzulegen, als sich ihm die Chance geboten hatte.

Als er eine Ladenzeile erreichte, blieb er vor dem Geschäft einer Wohltätigkeitsorganisation stehen. Vor der Tür standen ein paar Kleidersäcke. Er riss einen auf und hatte Glück: Männerklamotten. Er entschied sich für ein fast neues T-Shirt, einen schwarzen Wollpullover und einen Parka mit einer Kapuze mit Pelzbesatz. Der hatte bessere Tage gesehen und war ein bisschen zu groß, aber immerhin umsonst. An einem Gelenk baumelten immer noch die Handschellen. Die waren vielleicht eine nützliche Waffe, doch es war ratsam, sie unter dem Ärmel des Parkas verschwinden zu lassen. Er kannte ein paar Einbrecher und würde einen aufsuchen, damit er ihn mit einem Bolzenschneider von den Handschellen befreite. Das war kein Problem.

Er ging weiter, aufmerksam nach Polizisten Ausschau haltend. Als ein Streifenwagen auf die Straße mit der Ladenzeile einbog, verschwand er in einer Seitengasse. In dem Parka mit der Kapuze hätte ihn sowieso niemand erkannt, doch er wollte kein Risiko eingehen.

Er setzte sich auf ein Mäuerchen hinter den Läden und überlegte. Jetzt brauchte er schnell Geld für Crack und Heroin, denn die Entzugserscheinungen setzten bereits ein.

Im Osten begann es zu dämmern.

Überall lag Müll, und er entdeckte eine leere Bierflasche, packte ihren Hals und knallte sie auf die Mauer. Die scharfkantige Bruchstelle glitzerte gefährlich im Licht einer Laterne. Auf dem Etikett stand »Red Stripe«, und ja, er würde bald die nächste Blutspur hinterlassen.

Er musste nur schnell sein nächstes Opfer finden.

»Wie zum Teufel konnte er entkommen?«, fragte Charlie ungläubig. »Es hat mich so viel Zeit und Mühe gekostet, bis es zu dieser Anklage kam. Ich kann's einfach nicht fassen.«

Irgendwann hatte sie die Hoffnung aufgegeben, anständig schlafen zu können. Sie hatte ihre alten Laufschuhe angezogen und war zum Polizeipräsidium von Lambeth gejoggt. Als sie dort zwanzig Minuten später eintraf und an einem Geländer, wo Fahrräder angekettet waren, Dehnübungen machte, erzählte ihr ein nach Hause gehender Kollege von der Nachtschicht, dass Miller die Flucht gelungen war.

Sie rannte die Treppe hoch, immer zwei Stufen auf einmal. Als sie schwitzend in ihrem Jogginganzug ins Büro stürmte, war es kurz nach sieben.

Bisher war nur Bet da, deren biologische Uhr so arbeitete, dass sie jeden Tag viel zu früh aufwachte, ob sie es wollte oder nicht. Wenn sie ins Büro kam, kochte sie Tee und las die Berichte darüber, was in der letzten Nacht passiert war. So konnte sie gleich die Kollegen auf den neuesten Stand bringen, wenn die eintrafen.

Sie zeigte auf ihren Computermonitor, wo die Ereignisse während der Nachtschicht aufgelistet waren. Charlie ließ sich davor auf einen Stuhl fallen und massierte ihre Wade, während sie kopfschüttelnd las, wie Miller entkommen war. Besonders die Geschichte mit den Handschellen war empörend.

»Diese verdammten Ärzte. Solange es nicht um Leben

oder Tod geht, sollten sie nicht anordnen dürfen, dass einem Untersuchungshäftling die Handschellen abgenommen werden. Das sind unsere Häftlinge, und wir sind für sie verantwortlich, selbst wenn sie im Krankenhaus liegen. Diesem Weißkittel haben wir es zu verdanken, dass Miller entkommen ist und zuvor noch eine Kollegin verletzt hat.« Sie blickte auf den Namen der Polizistin. »Wie geht's dieser Annie?«

Bet schlurfte steif zu der Heizplatte mit dem Wasserkessel. Kürzlich war sie auf der Treppe ausgerutscht und hatte üble Schmerzen am Steißbein. Weitgehend zur Untätigkeit verdammt, hatte sie zugenommen, und auch sonst merkte sie deutlich, dass sie die Fünfzig überschritten hatte.

»Die arme Frau hat eine gebrochene Nase und ein blaues Auge, aber sie wird's überleben. Sie verflucht sich selbst dafür, nicht schnell genug reagiert zu haben, obwohl sie das Gefühl hatte, Miller könnte einen Fluchtversuch planen. Aber Annie ist nicht das einzige Opfer. Vor etwa einer Stunde wurde in der Nähe des Kings College Hospital eine Schwarze mit einer zerbrochenen Flasche im Gesicht verletzt und wegen ihrer Hautfarbe beleidigt. Dann hat ihr dieser Rassist die Handtasche geklaut. Jetzt ist sie im Krankenhaus. Für mich klingt das hundertprozentig nach Millers Modus Operandi.«

»Um Himmels willen!« Charlie sprang auf. »Und es wird weitere Opfer geben. Jetzt, wo Anklage gegen ihn erhoben worden ist, weiß er, dass er sowieso irgendwann wieder im Gefängnis landet. Bis dahin hat er nichts mehr zu verlieren.« Sie wischte sich wütend mit dem Handrücken den Schweiß ab. »Es ist noch früh. Ich springe schnell unter die Dusche, danach rufe ich Moses Sinkler an, damit er weiß, dass Miller

auf freiem Fuß ist. Falls Hunter einverstanden ist, werde ich das jüngste Opfer im Krankenhaus besuchen.«

Bet reichte ihr einen Becher mit Tee und lächelte grimmig. »Es geht doch nichts über einen gelungenen Montagmorgen.«

Eine Viertelstunde später war Charlie zurück. Ihr Haar war noch feucht, und sie trug eine taillierte schwarze Bluse, die etwas mehr spannte, als ihr lieb war. Die mütterliche Bet und ihre Mutter Meg hatten sie zu sehr verwöhnt. Sie setzte sich vor ihren Computer und informierte sich über die Einzelheiten des jüngsten Raubüberfalls. Das alles klang wirklich sehr nach Cornell Miller.

Sie gab den Namen in die Datenbank der britischen Polizei ein. Sofort erschien eine Liste mit Treffern. Glücklicherweise gab es nicht zu viele Cornell Millers. Jener, der sie interessierte, war noch nicht zur landesweiten Fahndung ausgeschrieben. Das musste sie sofort ändern für den Fall, dass er London verlassen hatte. Sie hoffte, dass mittlerweile alle Polizisten in Lambeth nach ihm suchten. Miller hatte eine Kollegin attackiert, ganz abgesehen davon, was er Moses Sinkler und seinem jüngsten Opfer angetan hatte.

Miller hatte ein langes Vorstrafenregister. Er war achtunddreißig Jahre alt und seit frühester Jugend immer wieder straffällig geworden. Sie machte sich nicht die Mühe, sich mit jeder Verurteilung zu befassen. Das hatte sie bereits getan, als sie den Papierkram für die Anklage erledigt hatte. Es war eine deprimierende kriminelle Karriere, und nun war Miller schon wieder gewalttätig geworden. Es war nur schwer zu verstehen, warum das Justizsystem bisher so nachsichtig

mit ihm verfahren war. Der Typ gehörte schlicht und ergreifend hinter Gitter.

Sie druckte eine Liste mit Millers vormaligen Adressen und alten Bekannten aus. Vermutlich war das alles Geschichte, aber man konnte trotzdem nicht ausschließen, dass er bei früheren Freunden oder Nachbarn Zuflucht suchen würde. Dann überprüfte sie, wo er zuletzt gesehen, verhört oder festgenommen worden war, danach die Adressen von Dealern oder andere Süchtigen, wo er sich möglicherweise verstecken konnte. Falls er Sozialleistungen bezog, würde sie sich schlaumachen, auf welches Konto die überwiesen wurden und ob er in der Nähe seines jetzigen Aufenthaltsorts an einem Geldautomaten Bares abgehoben hatte.

Sie war noch immer ganz in ihre Recherchen vertieft, als sich die Tür öffnete. Paul hielt sie weit auf und verbeugte sich tief, während Naz wie eine Prinzessin das Büro betrat.

»Kommt nicht auf falsche Gedanken«, sagte Paul grinsend. »Wir sind nur gute Freunde. Hab ich recht, Naz?«

Die hob die Augenbrauen. »Ja, es sei denn, du hast endlich kapiert, dass wir Frauen die körperlich attraktivsten, emotional feinfühligsten und intelligentesten Geschöpfe unter der Sonne sind.« Sie zog ihr Jackett aus und gönnte ihm dabei unabsichtlich einen tiefen Einblick in den Ausschnitt ihres Tops.

Paul tat so, als müsste er angewidert den Blick abwenden. »Nein danke, ich bleibe lieber bei Männern.« Er trat zu dem Teekessel, berührte ihn und zog die Hand zurück, als hätte er sich die Finger verrannt. »Die sind viel heißer.«

Alle lachten, und in dem Moment betrat Sabira das Büro und stimmte in das Lachen ein, obwohl sie gar nicht wusste, weshalb die anderen sich so amüsierten.